

# Erinnerungen an Ludwig Kaas

Von Prälat Professor Dr. Georg Schreiber

Nun ist er heimgegangen, der getreue Eckhard des deutschen Katholizismus am Tiber. Wir waren jahrzehntelang in der Gemeinschaftsarbeit zusammen. Noch darüber hinaus. Seit 1947 habe ich ihn jedes Jahr besucht. Er widmete mir bei den Rombesuchen mehrere Nachmittage. Er hatte geradezu einen Hunger auf Nachrichten über Deutschland. Wohl verfolgte er in Tageszeitungen und Zeitschriften deutsche Geschehnisse. Aber er erfuhr auch, daß man draußen bei einer bloß literarischen Zufuhr doch in Einsamkeiten und Verengungen geraten kann. So wußte er das lebendige warme Wort, die persönliche Argumentation, den intuitiven Fernblick auf kommende Entwicklungen zu würdigen. Wie wenige andere konnte er Mitteilungen und Anregungen in ein lebendiges fruchtbares Zwiesgespräch und in praktische Zielstellungen übersetzen. Allerdings hat er nicht viel Besuch empfangen. Er war im Grunde genommen in den letzten Jahren leidend. Aber mit einem außerordentlichen Ausmaß an geistiger Energie und in wirksamer Selbstbeziehung brachte er sich weiter. „Wenn ich, wie so oft, keine Kohlen habe“, erklärte er lachend, „lege ich mich zu Bett und lasse mir aus der hochstehenden Zeitschrift für ausländisches und öffentliches Recht, die Professor Carl Bilfinger herausgibt und die ich in Hinsicht auf die Spannungen der internationalen Lage so außerordentlich werte, vorlesen. Es geht auch so.“

## Kaas und Sauerbruch

Schon früh äußerte sich bei ihm ein ernstes Magenleiden. Es war Ende der 20er Jahre, daß er darüber fast schwermütig wurde, nicht nach außen sichtbar. Aber sein enger Freundeskreis wußte darum. Er meinte, er habe eine bösartige Geschwulst. Diese düstere Vorstellung zehrte

an seiner Lebensfreude. Das konnte ich, wie ich zu ihm stand, nicht länger mehr mit ansehen und ging zu Gehelmrat Ferdinand Sauerbruch, mit dem ich mich häufig in deutschen Wissenschaftsorganisationen begegnete. Ich wußte, wie Kaas den vielseitigen und auch politisch interessierten Chirurgen als medizinische Autorität schätzte. Sauerbruch verstand mich sofort. „Gut“, sagte er, „ich mache mich einige Tage frei und wir fahren mit meinem Mercedes-Kompressor nach Trier. Kaas soll nur nicht wissen, daß ich eigens seinetwegen komme. Ich will deshalb mit diesem Besuch eine andere Besprechung verbinden“. Wir fuhren und nahmen auf dem Wege noch das zum 1000jährigen Jubiläum festlich prangende niedersächsische Duderstadt bei meinen dortigen Verwandten mit ein Stadtbild, das Ministerialrat Hiecke einmal als Deutschlands schönste Stadt bezeichnete. Wir übernachteten in Kassel. Am folgenden Nachmittag waren wir in Trier. Es gelang Sauerbruch bei Kaas ganz unauffällig einzuführen. Der Kaas behandelnde Arzt, den wir vorher aufsuchten, war mit Sauerbruch in jungen Jahren Assistenzarzt in Breslau gewesen. Sauerbruch untersuchte den Patienten und konnte ihm die sofortige Gewißheit einhändigen, daß von einer bösartigen Geschwulst auch nicht im entferntesten die Rede sein könne. Seine Ausführungen überzeugten den Trierer Prälaten vollends. Quälende Sorgen waren restlos beseitigt. Allerdings mußte er in späteren Jahren eine namhafte Diät pflegen. Diese menschenfreundliche Haltung von Sauerbruch ist in dessen Erinnerungsbuch wie viele andere Begebnisse nicht verzeichnet. Meines Erachtens stammt nur ein Bruchteil der Darlegungen von dem Berliner Chirurgen selbst und fremde Hände sind am Gewebe des Ganzen beteiligt.

## Trierer Einflüsse

Kaas, am 23. 5. 1881 in Trier geboren, war ein echtes Kind der Mosel. Er erbe das lebhaftige Temperament, den schalkhaften Humor, den sprühenden und befreienden Witz, der sich in den Anekdoten des Fischermatthes mitteilte, die er so gern erzählte. Zudem genoss er die ganze Gunst einer großen Umwelt und Überlieferung. Die Porta Nigra, der monumentale Torbau römischer Befestigung wirkte wie eine hochgemute und feierliche Einführung in seinen späteren Romaufenthalt. Desgleichen der Dom, die älteste katholische Kirche diessseits der Alpen, den Dehio nicht als Typus, sondern als Individuum angesprochen wissen will. Dazu wirkten auf den aufgeschlossenen Theologiestudenten der Trierer Hochschule große Bischofscharaktere. In der Tat öffnete sich den Augen des Jüngeren eine wahre Heroengalerie: die natürliche starke Beredsamkeit des jungen Kaas durfte sich schulen an der großen Eloquenz und farbigen Bildgewalt eines großen Homilisten, des Bischofs Matthias Eberhard (1867-1878) dessen Kanzelvorträge 1904/12 in 4. Auflage erschienen. Bei Bischof Felix Korum (1881-1921) zeichnete sich die grundsätzliche Festigkeit der kirchenpolitischen Haltung ab, über die noch viele unerschlossene Akten des musterwichtigen Trierer Diözesanarchivs (Archivar Dr. A. Thomas)

Erfolgen nicht mehr begleitet waren. Er warnte ihn vor allzu hoffnungsvollen Auffassungen. So sehr Kaas die Außenpolitik als Ideopolitik wertete, so früh er sich auch dem europäischen Gedanken zuwandte, so bekannte er sich doch ebenfalls mit einem kühlen Blick auf das Rheinland zur realistischen Wertung der Probleme und Tatsachen.

## Kirchenpolitik

Zum Außenpolitiker trat in Kaas der Kirchenpolitiker. Noch bleibt eine umfassende Geschichte der deutschen Kirchen-

## Weimars Ende

Man hat bemerkt, die politische Tätigkeit von Kaas habe in der Weimarer Zeit mit einem Fiasko geendigt. Das ist eine oberflächliche Wertung. Er hat geholfen, die Dinge zusammenzuhalten, soweit er es vermochte. Er ist nicht schuld an der Weltwirtschaftskrise von 1929, auch nicht schuld an der Selbstzerfleischung des Parlaments. Nur ein Hinweis dazu. Das Kabinett Schleicher war 1932 gebildet. Ich komme morgens in den Reichstag, treffe den bedeutenden sozialistischen Parteiführer Rudolf Breitscheid und frage ihn: „Warum haben Sie heute früh unter den Reichs-

politik der letzten Jahrzehnte zu schreiben. Die Errichtung eines Instituts für neueste Kirchengeschichte in Münster ist leider von der zuständigen Instanz abgelehnt worden, obwohl Brasilien und Rom hier Vorsprünge besitzen. Ebenfalls bedarf es einer befriedigenden Geschichte der deutschen Katholikentage, denen Kaas näherstand. Vor allem hat er an der Konkordatspolitik im Reich, in Bayern, in Preußen, in Baden hingebend mitgearbeitet. Obwohl von den Nazis angegriffen und verlästert, hat er gleichwohl positiv und formgebend am Reichskonkordat mitgewirkt. Diese Tatsache hat der kundige und mutige Geheimkammerer E. Raitz von Frenz in der Kölnischen Volkszeitung seinerzeit nachdrücklich festgehalten. Diese literarische Feststellung, die die entscheidende Mitarbeit von Kaas ins rechte Licht setzte, hat schwere Verzögerungen bei dem nationalsozialistischen Ministerialdirektor Buttman im Reichsinnenministerium und, soweit wir recht unterrichtet sind, auch bei v. Papen ausgelöst, dessen Konkordatsentwurf in Rom abgelehnt wurde.

Rührend war das Treueverhältnis des rheinischen Prälaten zum Nuntius Pacelli in Berlin. Er war damals sein geschätzter Berater und Freund, auch später noch. Die Reden Pacellis hat Kaas 1930 als kirchenpolitische Dokumente ersten Ranges, denkwürdig in deutscher Sprache herausgebracht. Außerordentliche Dienste erwies er seit 1933 geistlichen und nichtgeistlichen Rombesuchern. Wir Deutschen haben ja seit den Jahren des unvergeßlichen Franz Ehrle († 1934), des Archivars und Bibliothekars der Heiligen Römischen Kirche, überdies des Prälaten der Vatikanischen Bibliothek, keinen spezifischen Vertreter im römischen Kardinalskollegium. Aber Kaas hat ähnlich wie Ehrle gewirkt, um deutsche Fragesteller aufzuklären, zu beraten und ihnen zu helfen. Gründliche Kenntnisse und Erfahrungen in Rechtsprechung und Verwaltung erleichterten es ihm, auf Anfragen von draußen zu antworten. Er diente in aller Selbstlosigkeit, auch in der Überlegenheit des rechten Geistes. Als Domherr von St. Peter, Apostolischer Prototonar (Prototonario Apostolico di numero partecipanti), dazu Economo e Segretario di Sacra Congregazione della Reverenda Fabbrica di S. Pietro, Presidente d. Studio del Mosaico, Consultore d. Istituto per le opere di religione hat Exzellenz Kaas seine Berufspflichten mit größter Hingabe und zugleich mit sicherem und feinem Takt wahrgenommen, den der Deutsche im Ausland nur zu leicht vermissen läßt.

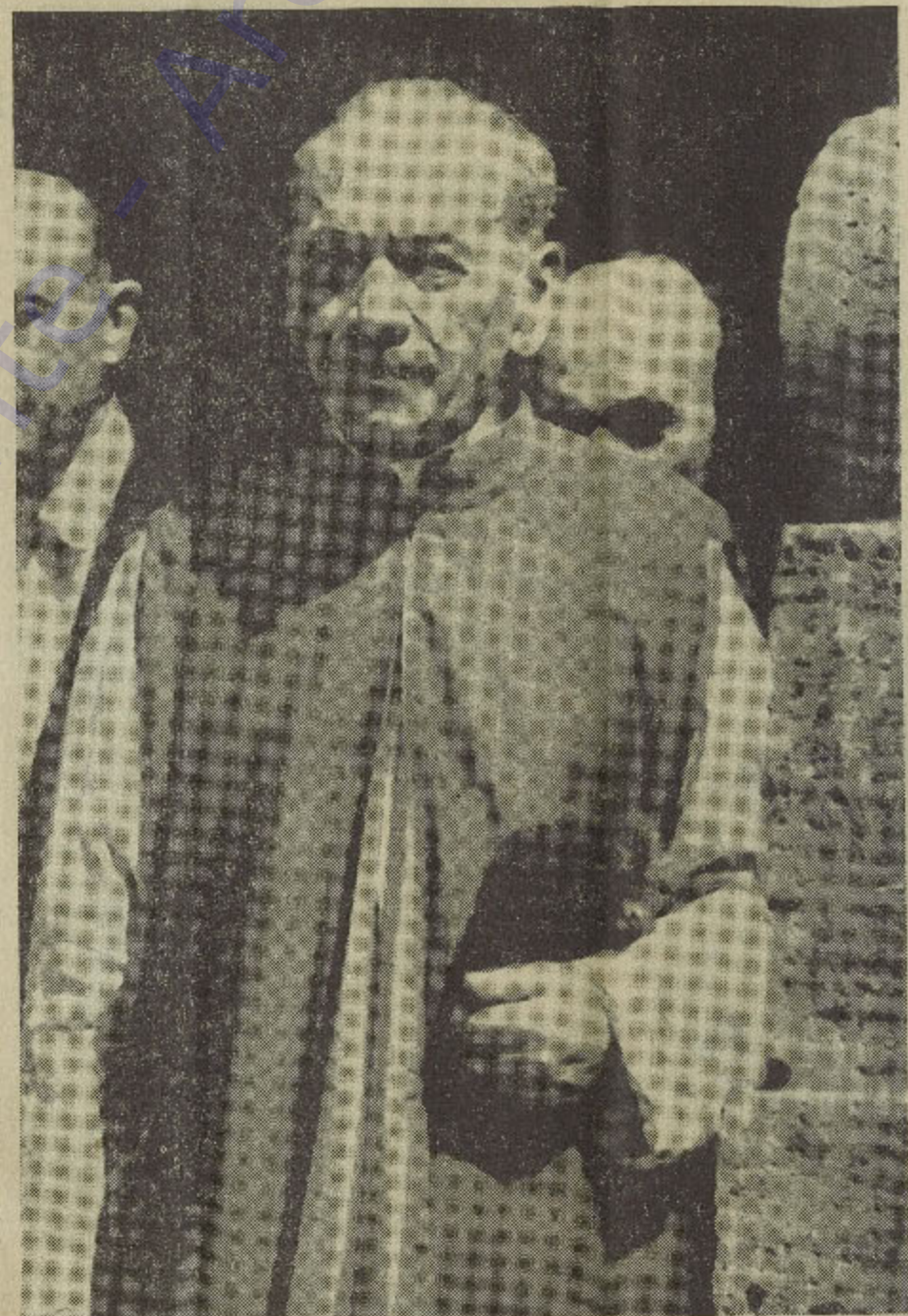


Foto: JCV

Der unerwartete Heimgang des Prälaten Kaas war eine Trauerkunde, die im kirchlichen und wissenschaftlichen Rom wie in deutschen Landen über das katholische Lager hinaus schmerzliche Gefühle ausgelöst hat. Niemand außer dem Verewigten, den allerdings Todesahnungen heimsuchten, war in der Vatikanstadt auf das so plötzliche Ende dieses hervorragenden Mannes gefaßt. Noch vor wenigen Tagen begegneten wir ihm, wie er mit rüstigem Schritt durch die Kolonnaden Berninis eilte. Erst am Abend des 24. April wurde er von so heftigen Verdauungsbeschwerden befallen, daß er schleunigst in eine Klinik überführt werden mußte, wo er am nächsten Morgen — es war die Feier des „Geburstages Roms“ — infolge Darmverschlusses und hinzugetretener Herzschwäche starb. Nur ganz wenige Personen waren um sein Sterbelager versammelt, als er still, männlich und fromm, wie er gelebt, den letzten Seufzer tat.

Wohl nirgends weiß man besser als im Vatikan, daß das Scheiden aus dieser Welt der Übergang in eine vollkommene, unvergängliche ist. Und trotzdem hat der III. Vater mit tiefem Kummer gerade den Verlust dieses ihm so nahestehenden und von ihm hochgeschätzten Prälaten empfunden. Dr. E. R. v. F.-Rom

...des Wahren eine wahre Heroengalerie: die natürliche starke Beredsamkeit des jungen Kaas durfte sich schulen an der großen Eloquenz und farbigen Bildgewalt eines großen Homilisten, des Bischofs Matthias Eberhard (1867-1876) dessen Kanzelvorträge 1904/12 in 4. Auflage erschienen. Bei Bischof Felix Korum (1801-1921) zeichnete sich die grundsätzliche Festigkeit der kirchenpolitischen Haltung ab, über die noch viele unerschlossene Akten des musterwütigen Trierer Diözesanarchivs (Archivar Dr. A. Thomas) berichten. Kaas hat Korum einen glänzenden Nachruf im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft gewidmet, Erzbischof Rudolf Bornwasser (1922-1951) wirkte im Zeitalter des Nationalsozialismus als Bekennerbischof an der Mosel. In der Art von Clemens August Graf von Galen. Die beiden letzten Kirchenfürsten kämpften zudem um die Rückgliederung des Saarstaates, ein Ziel, das auch Kaas bei wechselvollen Geschehnissen nicht aus dem Auge verlor.

## U. Stutz und die Gregoriana

Zu den Studien in Trier traten spätere Studien in Bonn und an der Gregorianischen Universität in Rom. In Bonn wurde er Schüler des großen und ihm persönlich zugezogenen Rechtslehrers Ulrich Stutz, in dessen Kirchenrechtlichen Abhandlungen er das grundlegende zweibändige Werk „Die geistliche Gerichtsbarkeit der katholischen Kirche in Preußen in Vergangenheit und Gegenwart“ (Stuttgart 1913/16) veröffentlichte. So gewann er feste kirchenpolitische und staatskirchenrechtliche Ausgangspunkte und erkannte früh die ganze Hohlheit des Rechtspositivismus. Andererseits gaben ihm die Semester am Tiber starke Eindrücke mit. So erwarb er früh eine bedeutende Kenntnis des römischen und italienischen Milieus, was ihm später zugute kommen sollte. Man nehme nur seine italienisch gepflegten Genfer Unterhaltungen mit dem Außenminister Vittoria Scialoja, der 1922-1927 im Völkerbund tätig war. 1918 wurde der Trierer Diözesanpriester Professor des Kirchenrechts an der Trierer Hochschule. Der junge Gelehrte, der den Ruf des Ordinarius nach Bonn ablehnte, rückte schnell in den Vordergrund des öffentlichen Lebens.

## In Weimar und im Reichstag

1919 wurde er Mitglied der verfassunggebenden Nationalversammlung in Weimar. Er setzte sich bei den Verfassungsberatungen energisch für religiöse und kirchliche Freiheiten ein, an der Seite anderer unvergesslicher Theologen, neben Dompropst Joseph Mausbach (Münster), Domkapitular Prälat Ludwig Leicht (Bamberg), Prälat Prof. Hitze (Münster), Direktor Heinrich Brauns (M.-Gladbach). Schnell entwickelte er sich im Reichstag, dem er von 1920 bis 1933 angehörte zu einem der führenden Außenpolitiker. Der Konzeption Stressemanns, eine Verständigung zu suchen, stimmte er zu. Aber er sah auch, daß die letzten Jahre Stressemanns von

...von Kaas habe in der Weimarer Zeit mit einem Flasko geendigt. Das ist eine oberflächliche Wertung. Er hat geholfen, die Dinge zusammenzuhalten, soweit er es vermochte. Er ist nicht schuld an der Weltwirtschaftskrise von 1929, auch nicht schuld an der Selbstzerfleischung des Parlaments. Nur ein Hinweis dazu. Das Kabinett Schleicher war 1932 gebildet. Ich komme morgens in den Reichstag, treffe den bedeutenden sozialistischen Parteilührer Rudolf Breitscheid und frage ihn: „Warum haben Sie heute früh unter den Reichstagsdrucksachen schon den Mißtrauensantrag gegen Schleicher eingebracht? Sollen Sie denn nicht ein, daß Sie dem Parlamentarismus die allerletzte Chance wegnehmen?“ Breitscheid zuckte resigniert die Achseln und bemerkte: „Die Kommunisten haben ja auch das Mißtrauen ausgesprochen. Was wollen Sie? Wir haben diese doch in der Flanke.“ Ich erwiderte: „Das ist der Verzicht auf eigenes und selbständiges Handeln.“

Ebenso schicksalsschwer wog die Unentschlossenheit und Schwäche des Politikers Hindenburg, der nicht bloß als Sieger von Taunenberg anzusprechen ist. Noch erster ließen sich die unausgesetzten und wirtschaftlich wie psychologisch unerträglichen Reparationskonferenzen an. Man muß einem Volk seine Würde und ein Existenzminimum an Stolz zuerkennen. Das gilt auch für jetzt, wo sich überraschende Analogien auf tun. Politik auf Schallplatte.

Was aber in Weimar beständig war, ist heute noch im deutschen Verfassungsleben und in der Verwaltung zum guten Teil unentbehrlich, bis hinauf in die Reichshaushaltsordnung, die glatt übernommen wurde.

## Gegen den Nationalsozialismus

Was den Nationalsozialismus betrifft, hat man in den letzten Jahren versucht, die Widerstandslinie gegen Hitler stärker aufzudecken. Nicht immer ist die Berichterstattung darüber, wenn man gewisser Prozesse und Publikationen gedenkt, glücklich gewesen. Aber der ernste Historiker hat hier noch weiter zu forschen und zu berichten. Für diese Zusammenhänge wird der Wissende den Namen Kaas einschalten. Er hat draußen in Rom diese verhängnisvollen Irrlehren des Nationalsozialismus so gekennzeichnet, wie sie es verdienten, zu einer Zeit, da der deutsche Vatikanbotschafter Diego von Bergen als gefügiges Werkzeug zu den Nazis einschwenkte und ausgerechnet die Hitlerjugend im Garten der Botschaft versammelte. Kaas wünschte, daß die Geschehnisse jenes Zeitalters in Weißbüchern festgehalten würden, um die kraftvolle und entschiedene Abwehr des Nazismus noch schärfer zu beleuchten. Noch im Dezember 1951 hat er sich mir gegenüber dazu geäußert.

Zwei Nachmittage war ich in diesem Dezember bei ihm. Im Gespräch selbst lebte er ungemein auf. Es war ihm, wie angedeutet, eine seelische Wohltat und eine geistige Erquickung, brennende Fra-

gen durchzusprechen und Möglichkeiten künftiger Entwicklungen abzulasten. Er fragte nach dem Mitbestimmungsrecht, nach der kulturpolitischen Stellungnahme der Einheitsgewerkschaft. Er verbreitete sich über das problemschwere Verhältnis von Bund und Ländern. Wir unterhielten uns dabei über Bayern als den einzigen Verwaltungsbezirk, der gleichzeitig ein Staatsgefühl besitzt. Über den Eisernen Vorhang vermochte er mehr als mancher deutsche Besucher zu sagen auf Grund der Informationen, die fast aus aller Welt nach dem Tiber dringen. Lebhaftes Interesse fand bei ihm, dem einstigen Mitglied der Budgetkommission, die Neubestellung von Botschaften, Generalkonsulaten und Konsulaten. Seine kulturpolitischen Sorgen betrafen auch die Bekennerschule, deren Geschick sich in einzelnen deutschen Ländern in einer Gefahrenzone abzeichnet. Er stimmte mit mir darin überein, daß deren Geschichte, ebenfalls das Wachstum und das Werden des Elternrechts neben der grundsätzlichen Behandlung auch einer schärferen historischen Erörterung unterzogen werden muß, was bislang, von geringwertigen Studien abgesehen, noch nicht geschehen ist. Es beschäftigten ihn zum weiteren die neuen und ersten Aufgabenbereiche der Nachkriegssorge, vorab die bittere Lage der Besatzlosen und Enterten, die Umsiedlungen, im besonderen die Seelsorgsnot der Ostgebiete, die neue Methoden in Königstein, Magdeburg, Berlin auslöst. Er beklagte auch den Mangel an Nachwuchs in den Orden.

## Retter des Rheinlands

Sein politisches Interesse galt betont der Westgrenze des Bundes, im besonderen der Saar. Wenn man diese Anteilnahme erlebte, mußte man sich sagen, es war eine Nichtswürdigkeit, ihn jahrelang als Separatisten anzusprechen. Man hat hier mit bitteren Verleumdungen gearbeitet. Es muß einmal in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß es in der schweren Zeit nach dem ersten Weltkrieg gerade zwei Männer gab, die angesichts einer resignierten „Verackungstheorie“ alles daran gesetzt haben, das Rheinland und die Pfalz zu retten. Das war einmal Kardinal Karl Joseph Schulte, der zu Paul Tirard, dem französischen Oberkommissar der besetzten Rheinlande und Vorsitzenden der Rheinlandkommission (1918-1930), dem Förderer des Separatismus, nach Koblenz fuhr und ihm in aller Bestimmtheit erklärte, daß sich die rheinische Bevölkerung niemals Frankreich anschließen würde. Da war zum anderen Kaas, der alles in Genf und in Berlin, in Trier und in Koblenz dran setzte, das Rheinland wieder freizubekommen. Das habe ich aus nächster Nähe miterlebt. Man lese überdies seine 3 inhaltschweren Aufsätze in dem von mir herausgegebenen Politischen Jahrbuch (M.-Gladbach 1925-1928), die sich mit der Außenpolitik des Reiches beschäftigen. Es wäre an der Zeit, diese eindeutigen Abhandlungen einmal mit einem Kommentar gesondert zu veröffentlichen. Wer diese wichtigen Bekenntnisse auf sich wirken

...Nach vor wenigen Tagen begegneten wir ihm, wie er mit rüstigem Schritt durch die Kolonnaden Berninis eilte. Erst am Abend des 24. April wurde er von so heftigen Verdauungsbeschwerden befallen, daß er schleunigst in eine Klinik überführt werden mußte, wo er am nächsten Morgen — es war die Feier des „Geburstages Roms“ — infolge Darmverschlusses und hinzusetretener Herzschwäche starb. Nur ganz wenige Personen waren um sein Sterbelager versammelt, als er still, männlich und fromm, wie er gelebt, den letzten Seufzer tat.

Wohl nirgends weiß man besser als im Vatikan, daß das Scheiden aus dieser Welt der Übergang in eine vollkommene, unvergängliche ist. Und trotzdem hat der Hl. Vater mit tiefem Kummer gerade den Verlust dieses ihm so nahestehenden und von ihm hochgeschätzten Prälaten empfunden. Dr. E. R. v. P.-Rom

läßt, wird die Schrift von Iges und Schmidt, „Hochverrat des Zentrums am Rhein“ (1932), als ein unerträgliches Pamphlet bezeichnen müssen, das dadurch nicht besser wird, daß es im Großen Brockhaus, Band 20, Leipzig 1935, Spalte 603, unter der Literatur aufgeführt ist.

## Der Wissenschaftler

In allem war der Politiker und Diplomat — er bedeutete mehr in Vertretung heimischer Interessen und Aufgaben als der offizielle Vatikan-Botschafter Diego von Bergen — ein ausgesprochener Wissenschaftler. Das ist von mir an anderer Stelle, in der „Theologischen Revue“, aus Anlaß seines 70. Geburtstages 1951 näher gewürdigt worden. Seine Ausgangspunkte waren, wie angedeutet, die kirchliche Rechtswissenschaft. Aber auch sonstigen theologischen Gebieten, im besonderen den geistigen Strömungen der Gegenwart, blieb er außerordentlich zugewandt. Vielleicht, daß sein Freund, Prälat A. Wymen, einmal das Wort nimmt um noch manches über diese vielseitige, opferbereite, geistig so hochstehende Persönlichkeit mitzuteilen. Dabei wäre auch der Fürsorge zu gedenken, die er dem Deutschtum in Rom und in Italien zuwandte, auch dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Nach außen trat dieser stille Einsatz kaum hervor. Mehr als eine Episode ließ es jedoch erkennen. Da wollte ich zu Pfingsten in San Elio (Satium), in dem Wallfahrtsort der westfälischen Franziskaner. Wie war die Freude dort groß, als am Pfingstsonnabend Kaas mit Wymen zusammen anklopfte. Man merkte ihm die Freude an, mit deutschen Landsleuten wieder ins Gespräch zu kommen und ihre Anliegen kennenzulernen.

## Ehrungen

Vor Jahren hatte er im Auftrag der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ein Forschungsinstitut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Trier geleitet. Zum 70. Geburtstag empfing er dafür die besondere Anerkennung deren Rechtsnachfolgerin, der Max-Planck-Gesellschaft, unter ihrem Präsidenten, dem Atomphysiker Otto Hahn. Die Theologische Fakultät in München ehrte ihn aus gleichem Anlaß mit dem Dr. theol. h. c.

In Rom empfing der kunstsinnige Domherr und Ökonom von St. Peter noch eine völlig neue Aufgabe. Das war die Leitung

der Ausgrabungen unter der Peterskirche. Er ist dem Vertrauen, das man in ihn setzte, durchaus gerecht geworden, ja er hat die stärksten Erwartungen übertroffen. Er wußte die Gutachten der Architekten und Kunstgelehrten zu würdigen und zu vereinen. Mit den dort beschäftigten Arbeitern unterhielt er ein persönliches Verhältnis. Gerade Kaas drängte umsichtig darauf, den größten italienischen Statiker von Sizilien heranzuziehen, um den Andreaspfeiler, der in der Hauptsache die Kuppel trägt, entsprechend zu unterfangen. Das eindringende Grundwasser machte ihn keineswegs mutlos. In der Neuordnung der unterirdischen Papsgräber bewies er eine glückliche Hand und einen feinen Geschmack. Wie wundervoll wirkt in dieser Papsgräber der Sarkophage und Skulpturen, in einer Siegerallee des hochgemuten Glaubens, das hoffnungsfrohe und überirdische Anflitz von Bonifaz VIII. Der Tübinger Geschichtsforscher Johannes Haller, von dessen Einstellung Kaas eine Welt trennte, bemerkte an diesem Grabe sichtlich bewegt: „O Tod, wo ist dein Stachel“. Die unterirdische Totenstadt, die wesentlich unter dem fördernden und großzügigen Weitblick des Pontifex und in der Einzelausführung durch das Verstehen und die Energie von Kaas erschlossen ist, wird der Kunstwissenschaft auf Jahrzehnte hinaus, wie er selbst sagte, Aufgaben stellen. So überwältigend und erstaunlich reich sind die Ergebnisse. So berichtete er mir von einem Raum, den er anschlagen ließ, in dem man vier mächtige antike Säulen, jede etwa 30 Zentner schwer, auf fand. Er konnte sie zunächst nicht verwenden. Er wußte sich zu bescheliden und hat den Raum wieder geschlossen, wie es vielleicht schon Bramante vor ihm getan hatte. Die großen Ausgrabungen, die seine Heimatstadt Trier mit Loeschcke und anderen Ausgräbern erlebte, sind ihm auch für die Arbeiten am Tiber zugute gekommen. Eine spätere Zeit wird seinen Namen an der Seite der großen Altertumsforscher De Rossi und Wilpert nennen, wenigstens darin, daß er neue Erkenntnisse großen Umfangs aufbereitete.

Wie wenige andere Deutsche unseres Zeitalters hat Kaas somit kirchenpolitische und kulturelle Verbindungslinien zur Roma aeterna gezogen. Sein Werk lebt weiter. In einer jüngeren Generation, die mehr an gelebten Vorbildern als an Programmen reift.

# Der Pfarrer von Cucugnán

Alle Jahre zu Lichtmeß, veröffentlichen die provenzalischen Dichter in Avignon ein heiteres kleines Büchlein mit hübschen Versen und niedlicher Geschichten. Eben habe ich die diesjährige Ausgabe erhalten und finde darin eine reizende Fabel, die ich versuchen werde, zu übertragen. Allerdings kürze ich sie dabei ein wenig ab. Pariser, reicht eure Küche her! Es ist bestes provenzalisches Mehl, das ihr jetzt bekommt.

Herr Martin war Pfarrer von Cucugnán. Gut wie das liebe Brot, treu wie Gold, liebte er seine Cucugnánner väterlich. Sein Cucugnán wäre für ihn das Paradies auf Erden gewesen, wenn die Bewohner ihn nur ein wenig mehr zufriedengestellt hätten. Aber ach, in seinem Beichtstuhl

„Glaubt mir, Herr Martin, das muß Euer Herz nicht allzusehr beschweren, denn Ihr könntet eine üble Krankheit davon bekommen. Es ist ja nicht Eure Schuld. Eure Cucugnánner müssen sicher eine kleine Wartezeit im Fegefeuer durchmachen.“

„Ach, Barmherzigkeit, würdiger Sankt Peter! Erlaubt wenigstens, daß ich sie sehen und trösten kann!“

„Gerne, mein Freund. Kommt, zieht schnell diese Sandalen an, denn die Wege sind nicht gut... Jetzt geht geradeaus! Seht Ihr, ganz dort unten, die Kehre? Dort trefft Ihr auf eine silberne, mit schwarzen Kreuzen beschlagene Tür... gleich rechter Hand. Wenn Ihr klopft, wird man Euch auf tun... Lebt wohl! Bleibt gesund und munter!“

Und ich ging und ging! Was für ein schwerer Weg! Wenn ich nur daran denke, überläuft mich noch die Gänsehaut. Ein kleiner Fußpfad, voll von Hindernissen, leuchtenden Karfunkeln und zischenden Schlangen, führte mich gradesswegs zur silbernen Tür.

Poch, poch!

„Wer klopft?“, fragte mich eine rauhe und schmerzvolle Stimme.

„Der Pfarrer von Cucugnán!“

„Von —?“

„Von Cucugnán.“

„Ach so. Tretet ein!“

Ich trat ein, ein großer, schöner Engel mit nachdunklen Flügeln und taghell leuchtendem Gewand und einem diamantenen Gürtel schrie — krakkrá — in einem Buch, das größer war, als das des heiligen Petrus.

„Nun also, was wünscht Ihr?“, fragte der Engel.

„Schöner Engel Gottes, ich möchte wissen — ich bin vielleicht sehr neugierig — ob Ihr Einwohner von Cucugnán hier habt?“

„Was für Leute?“

„Leute aus Cucugnán... Ich bin nämlich Ihr Priester.“

„Ach! Abbé Martin, nicht wahr?“

„Zu Euren Diensten, Herr Engel.“

„Cucugnán, sagtet Ihr also...“

Und der Engel öffnete sein großes Buch und blätterte darin und leckte dabei seinen

„Nun heiliger Mann, im Paradies sind sie. Wo wollt Ihr denn, daß sie sein sollen?“

„Aber von da komme ich ja gerade her!“

„Ihr kommt daher? Nun — und —?“

„Nun — und? Da sind sie nicht —!“

„Ach, gute Mutter, Herr Engel!“

„Aber, Herr Pfarrer! Wenn sie weder im Paradies sind noch im Fegefeuer, dann gibt es doch keine andere Möglichkeit, dann sind sie eben...“

„Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! Ach, ach, ach! Ist es denn möglich? Sollte etwa der würdige Sankt Petrus gelogen haben? Doch ich habe ja den Hahn nicht krähen hören. Ach, wir Armen! Wie werde ich je in das Paradies gelangen, wenn meine Cucugnánner nicht dort sind?“

„Hört zu, mein armer Herr Martin, wenn Ihr, koste es was es wolle, in dieser Sache sicher gehen und mit eigenen Augen sehen möchtet, was los ist, dann lauft, was Ihr nur könnt, diesen Fußpfad hinunter. Dort zur linken Hand werdet Ihr ein großes Portal finden. Da werdet Ihr alles weitere erfahren. Gott gebe es!“

Und da schloß der Engel die Tür.

Das war ein langer Weg, ganz mit glühenden Kohlen gepflastert. Ich schwankte, als wenn ich getrunken hätte, bei jedem Schritt strauchelte ich; ich stand förmlich im Wasser, jede Pore meines Körpers war ein Schweißtropfen, und ich hechelte vor Durst. Aber dank der Sandalen, die mir der gute Sankt Petrus geliehen, verbrannte ich mir nicht die Füße.

Als ich, hinkend, viele falsche Schritte getan hatte, sah ich zur Linken eine Tür, nein, ein Portal, ein riesiges weißes Portal wie das Tor eines großen Backofens. O Kinder, was für ein Schauspiel! Dort fragte man mich nicht erst nach meinem Namen. Dort gibt's kein Register. Schubweise geht's da hinein. Immer durch die offene Tür, wie ihr, meine Brüder, sonntags in die Schänke strömt.

Ich schwitzte in großen Tropfen, und dennoch, wie ich durch das grobe Tor gegangen war, schauderte ich. Die Haare standen mir zu Berge. Ich spürte den Brandgeruch von geröstetem Fleisch, irgendwas wie den Ruch, der sich in unserem Cucugnán verbreitet, wenn Elias, der Hufschmied, einen alten Esel beschlägt. Mir wurde der Atem knapp in dieser stinkenden, qualmigen Luft. Ich hörte einen schrecklichen Lärm: Schreien und Heulen und Flüche.

„Na, kommst du nun rein oder nicht, du?“, fragte mich ein gehörnter Teufel, und pickte mich mit seiner Gabel.

„Ich? Ich trete nicht ein, ich bin ein Freund Gottes.“

„Soso... ein Freund Gottes! Na du grindiger Hund, was willst du denn hier?“

„Ich komme... ach, redet nicht mehr, ich kann mich nicht mehr auf den Füßen halten... Ich komme... komme von weit her... wollte demütigst fragen... ob... ob zufällig... hier nicht... irgend-einer... einer aus Cucugnán ist.“

„Ach! Gottes Feuer! Du spielst den Dummen, was? Als ob du nicht genau wüßtest, daß ganz Cucugnán hier ist! — Da sieh her, häßlicher Rabe! Dir soll schon ein Licht aufgehen, wie wir herumspringen mit deinen famosen Cucugnánnern!“

Und ich sah, mitten in einem entsetzlichen Feuer; der langen Cog-Caline — ihr, meine Brüder, habt ihn ja alle gekannt, Cog-Caline, der sich so oft betrank



Tortillard, der, wenn er mich mit dem Sakrament traf, seines Weges ging, die Mütze auf dem Kopf behielt, die Picole im Schnabel, stolz wie Artaban... als wenn er einem Hund begegnet wäre. Und Couleu mit seiner Zelle und Jacques und Pierre und Toni...“

Erregt, bleich vor Angst, seufzten die Zuhörer. Sie sahen in dem weitoffenen Höllenfeuer ihre Verwandten; der seinen Vater und der seine Mutter, der seine Großmutter, der seine Schwester.

„Ihr fühlt wohl, liebe Brüder“, begann der gute Abbé Martin wieder, „Ihr fühlt wohl daß das nicht so weitergehen kann. Ich bin verantwortlich für eure Seelen, und ich will euch auf jeden Fall vor dem Abgrund retten, in den ihr kopfüber stürzen werdet — im schönsten Zuge dazu seid ihr ja. Morgen werde ich an die Arbeit gehen, nicht einen Tag später. Und an Arbeit wird's nicht fehlen. Paßt auf, wie ich das einrichten werde. Damit alles seinen Schick hat, muß man Ordnung walten lassen. Wir werden reihenweise

man's schneiden; wenn der Wein auf Flaschen gezogen ist, muß man ihn trinken. Schmutzige Wäsche ist genug da, man muß sie waschen und gut waschen — Das ist die Gnade, die ich euch wünsche. Amen.“

Gesagt — getan. Man wusch die Wäsche.

Seit jenem denkwürdigen Sonntag verbreitete sich der Duft der Tugenden derer von Cucugnán auf zehn Meilen in der Runde. Und der gute Pfarrer Martin, heiter und glücklich, hat in einer anderen Nacht geträumt, daß er den hellen Weg zur Gottesstadt wandle, gelolgt von seiner ganzen Herde, in glänzender Prozession inmitten brennender Kerzen, eingehüllt in einer duftenden Weihrauchwolke, umringt von Chorknaben, die das Tedeum sangen.

Seht, das ist die Geschichte des Pfarrers von Cucugnán, so wie sie zu erzählen der große Gueuse Roumanille mir aufgetragen hat. Er selbst hat sie von einem anderen guten Kameraden.

Nachwort



woben die Spinnen ihre Netze, und am lieben Ostertag blieben die Hostien im heiligen Ziborium. Dem guten Priester tat dorob das Herz weh, und stets betete er, Gott möge ihm Gnade erweisen und ihn nicht sterben lassen, bevor er seine Herde nicht zurückgeführt habe in den Schoß der heiligen Kirche.

Nun, ihr werdet sehen, wie Gott ihr erhörte.

Eines Sonntags, nach dem Evangelium, bestieg Herr Martin die Kanzel.

„Liebe Brüder“, sagte er, „ob ihr mir glaubt oder nicht: vorige Nacht stand ich armer elender Sünder an der Paradieses-pforte. Ich klopfte — Sankt Peter öffnete.“

„Ach, Ihr seid's, mein lieber Herr Martin“, sagte er. „Welch guter Wind hat Euch hierhergeweht? Was steht zu Diensten?“

„Lieber Sankt Petrus, der Ihr das Buch verwaltet und der Schlüssel, könnt Ihr mir sagen, wenn ich nicht zu neugierig bin, wieviel Einwohner von Cucugnán hier im Paradies sind?“

„Das will ich Euch nicht abschlagen, Herr Martin, setzt Euch nur, wir wollen zusammen nachsehen.“

Und Sankt Peter nahm sein großes



„Ach, ihr seid's mein lieber Herr Martin“, sagte er. „Welch guter Wind hat Euch hierhergeweht? Was steht zu Diensten?“

„Lieber Sankt Petrus, der Ihr das Buch verwaltet und den Schlüssel, könnt Ihr mir sagen, wenn ich nicht zu neugierig bin, wieviel Einwohner von Cucugnan hier im Paradiese sind?“

„Das will ich Euch nicht abschlagen, Herr Martin, setzt Euch nur, wir wollen zusammen nachsehen.“

Und Sankt Peter nahm sein großes Buch, öffnete es und setzte die Brille auf. „Wollen doch sehen ... Cucugnan, saget Ihr, Cu ... Cucugnan ... Da haben wir's: Cucugnan ... Mein wackerer Herr Martin, die Seite ist ganz leer ... Nicht eine einzige Seele. Nicht mehr Cucugnaner als Gräten in einem Truthahn.“

„Was! Kein Cucugnaner hier? Keiner? Das ist unmöglich, Seht, bitte, nochmals nach!“

„Keiner, heiliger Mann. Seht selbst nach, wenn Ihr glaubt, daß ich scherze.“

„Wehe mir, wehe! Ich stampfte mit dem Fuß und rief mit gefalteten Händen um Erbarmen. Dann sagte Sankt Peter:



Finger an, damit die Seiten sich besser umwenden ließen.

„Cucugnan —“, sagte er wieder und stieß einen langen Seufzer aus. „Herr Martin, wir haben im Pegfeuer keinen aus Cucugnan —“

„Jesus, Maria und Joseph! Keinen aus Cucugnan im Pegfeuer! O großer Gott! Wo sind sie denn?“

„Ich komme ... komme von weiter her ... wollte demütigst fragen ... ob ... ob zufällig ... hier nicht ... irgend-einer ... einer aus Cucugnan ist —“

„Ach! Gottes Feuer! Du spielst den Dummen, was? Als ob du nicht genau wüßtest, daß ganz Cucugnan hier ist! — Da sich her, häßlicher Rabe! Dir soll schon ein Licht aufgehen, wie wir herumspringen mit deinen famoson Cucugnanern!“

Und ich sah, mitten in einem entsetzlichen Feuer: den langen Cog-Caline — ihr, meine Brüder, habt ihn ja alle gekannt, Cog-Caline, der sich so oft betrank und so oft seiner armen Clairon die Flöhe aus dem Fell klopfte! Ich sah Kathrinchen ... diese kleine Landstreicherin ... Immer die Nase hoch ... und schlief ganz alleine in der Scheune ... Ihr erinnert euch wohl, ihr Schlingel ... Aber lassen wir's, ich habe schon zu viel gesagt. Ich sah Pascal Dolgt — de Paix, der sein Öl aus Herrn Juliens Oliven machte. Ich sah Babatte, die Ahrenleserin, die, um schneller ihre Garben binden zu lassen, immer mit vollen Händen in die Mitte griff. Ich sah Graspassi, der so gut das Rad seines Schubkarrens ölte, Und Dauphine, die so teuer ihr Brunnenwasser verkaufte. Und

„Ihr fühlt wohl, liebe Brüder“, begann der gute Abbé Martin wieder, „Ihr fühlt wohl daß das nicht so weitergehen kann. Ich bin verantwortlich für eure Seelen, und ich will euch auf jeden Fall vor dem Abgrund retten, in den ihr kopfüber stürzen werdet — im schönsten Zuge dazu seid ihr ja. Morgen werde ich an die Arbeit gehen, nicht einen Tag später. Und an Arbeit wird's nicht fehlen. Paßt auf, wie ich das einrichten werde. Damit alles seinen Schick hat, muß man Ordnung walten lassen. Wir werden reihenweise vorgehen, wie in Jonquières beim Tanz.“

Morgen, Montag, werde ich von den Alten die Rechte hören. Das geht nicht lange. — Dienstag von den Kindern. Das ist auch bald getan. — Mittwoch von den Burschen und Mädchen. Das wird lange dauern. — Donnerstag von den Männern. Wir werden's kurz machen. — Freitag von den Frauen. Keine überflüssigen Redensarten werde ich sagen. — Samstag vom Müller. Das ist nicht zu viel für ihn, einen Tag ganz allein.

Und Sonntag, wenn wir fertig sind, werden wir sehr glücklich sein. Seht ihr, liebe Kinder, wenn das Korn reif ist, muß

Nacht geträumt, daß er den heiligen Weg zur Gottesstadt wandele, gefolgt von seiner ganzen Herde, in glänzender Prozession inmitten brennender Kerzen, eingehüllt in einer duftenden Weihrauchwolke, umringt von Chorknaben, die das Te Deum sangen.

Seht, das ist die Geschichte des Pfarrers von Cucugnan, so wie sie zu erzählen der große Gueuse Roumarille mir aufgetragen hat. Er selbst hat sie von einem anderen guten Kameraden.

#### Nachwort

Über dem Jugendwerk des großen provençalischen Dichters und Erzählers Alphonse Daudet (1840 bis 1897) liegt die heitere Sonne seiner südfranzösischen Heimat. Die „Lettres de mon Mania“ haben den jungen Autor nicht nur über Nacht in die Weltliteratur eingeführt, sie sind auch bis auf den heutigen Tag lesenswert geblieben. Die Übersetzung unserer Erzählung, die trotz ihres heiteren Charakters einen sehr ernsten Hintergrund hat, stammt von Gerda Wachsmuth (Hebel-Verlag, Baden-Baden), die Illustrationen fertigte Toni Bachem-Heinen.

## So etwas gibt es heute noch!

Am Montag bekam ich die Todesanzeige: „— nach langem, schwerem Leiden starb mein guter Vater Hans Küstner —“. Ich hatte schon seit Monaten auf diese Nachricht gewartet; trotzdem traf sie mich ins tiefste Herz: Denn Küstner starb für mich, wie er vier teuflische Jahre lang in Rußland und drei Jahre lang in seiner Heimat meinetwegen gelitten hat, ich würde den Druck auf meinem Herzen nicht mindern, wenn ich sagen würde: Er ist gestorben, weil er sich selbst und seiner Ehrauffassung treu geblieben ist. Das läuft nämlich auf dasselbe heraus, denn ich bin es, der dieser seiner Treue die Freiheit und das Leben verdankt. Hätte ich mich damals der sowjetischen MWD gestellt, dann wäre Küstner aller Voraussicht nach jetzt nicht tot; aber das wollte er nicht, und ich tat es nicht, weil ich mit einem solchen Ausgang niemals gerechnet habe.

Ich war während der zwei letzten Kriegsjahre Ordnanzoffizier beim Stabe eines Armeekorpskommandos im Osten. Ich hatte die Feindlage zu erkunden, das heißt, die Aussagen von Spionen, Kriegsgefangenen und Überläufern entgegenzunehmen und zu verarbeiten. Als ich in Kriegsgefangenschaft fiel, wußte ich, daß der Russe niemals erfahren durfte, daß ich der Ic der deutschen 2. Armee gewesen war. Ich habe mich deswegen gut getarnt; keiner meiner deutschen Mitgefangenen hat je etwas von meiner militärischen Vergangenheit gehört. Nur Küstner wußte es, denn er gehörte zu der Poststaffel des

AOK und ist oft mit meinen Meldungen zur Heeresgruppe geflogen. Der Russe aber wußte wohl, daß unter den 5000 kriegsgefangenen Offizieren des Lagers 7437 der Ic der 2. Armee war; nicht aber kannte er den Namen dieses Mannes. Die Moskauer MWD-Zentrale hat vier Jahre lang nach mir gesucht; denn ich hätte die Namen unserer russischen Mitarbeiter innerhalb der Roten Armee nennen können. Viele hundert Kriegsgefangene sind meinetwegen vernommen worden. Man hat mich selbst zwei Stunden lang nach allen Regeln östlicher Vernehmungskunst befragt, ob ich mich kennen würde. Ich kannte mich natürlich nicht. Nur Küstner kannte mich.

Auch der Russe wußte, daß Küstner mich kannte, denn er hatte in seiner Arglosigkeit angegeben, Kurier beim AOK 2 gewesen zu sein. 1945 wurde er siebenmal vernommen. Sieben Nächte hindurch stand er im grellen Licht der Vernehmungslampen. Er erlitt Drohungen, Schläge und eine Woche Arrest. 1946 verblühte er insgesamt 72 Tage, 1947 drei Monate im Lagerkerker. 1948 war für ihn ruhiger, es besuchte ihn nur 24 Tage Dunkelzelle in Nässe und Kälte. 1949 hielt man ihn insgesamt 142 Tage fest. Was der „Kalaboß“, der Kerker eines russischen Kriegsgefangenenlagers wirklich bedeutet, das weiß nur der, der selbst Kriegsgefangener in der Sowjetunion war; Schläge und Dunkelheit, Kälte, Hunger und Schmutz zermürbten auch die Festesten. Nur Küstner blieb hart, der kleine, schmale Küst-

ner mit seinem breiten Sächsisch. Wie oft hat er mir gesagt: „Gistner gann schwai-chen!“ Dabei war er weniger als Haut und Knochen. Gewiß, ich bin während mehr als hundert Nächten durch den Stacheldraht zu dem Kerkerchornstein gekrochen und habe ihm Brot und Butter untergeworfen. Ich habe auch in den Tagen und Wochen seiner „Freiheit“ mein Brot mit ihm geteilt, um ihn wieder zu Kräften zu bringen. Aber wie wenig wogt das, verglichen mit der Tapferkeit, die er aufbrachte! Tausendmal hat er den Vernehmungsoffizieren geantwortet: „Er ist nicht im Lager!“ Drohungen und Versprechungen, Hunger, Schläge und die Nächte der langen Kerkerwochen brachen seine Festigkeit nicht. Er blieb stur bei der einen Aussage: „Er ist nicht im Lager!“

Wann ich ihn in den Wochen seiner „Freiheit“ auf der Lagerstraße traf, dann nickte er mir zu, als ob es nichts wäre, was er für mich tat: „Küstner kann schwätzen!“ Die Kerkerkriegen den Küstner nicht klein!“

Ich habe oft und oft gegrübelt, ob ich mich nicht melden müsse, ich habe ihn gefragt. Er fand seine Antwort schnell: „Sie haben Frau und Kinder; meine Frau und zwei Töchter liegen in Dresden unterm Schutt. Sie waren gut zu mir beim Barras. Der Küstner ist Kamerad.“

Er hat sich bei mir für mein Brot und meine Butter bedankt, als ob ich nicht vernünftiger wäre, das für ihn zu tun, was ich nur tun konnte. Er war rührend anhänglich und hat mich im tiefsten Herzen sicher sehr geliebt! Gesagt hat er es mir nie. Eine solche Gefühlsäußerung bringt ein Mann, wie Küstner nicht über die Lippen.

Gerade darum brachte mich sein ständiges Opfern in den schwersten Konflikten dieser Jahre. Ich weiß heute, daß ich mich damals nicht richtig benommen habe. Ich

bin mir meiner Schuld Küstner gegenüber auch immer bewußt gewesen. Ich bin weder ein Held noch ein Heiliger, wäre ich ein Held, dann hätte ich mich schon 1945 gemeldet; wäre ich ein Heiliger, dann hätte ich Küstner beschworen, die Wahrheit zu sagen. Da er aber ein Held oder ein Heiliger war, konnte ich im Frühjahr 1949 dem Stacheldraht entkommen.

Küstner ist nun tot. Als er im Januar 1950 endlich zu seiner Tochter zurückkehrte, war er schwer krank. Zwei Jahre lang lag er in verschiedenen Lungensanatorien der Ostzone. Meine Frau hat ihm Fett und Schokolade, Kleider und Lebertran geschickt. Er schrieb lange Briefe der Dankbarkeit, aber kein Wort über meine Schuld ihm gegenüber.

Jetzt, da er tot ist, geht ein Gedanke nicht von mir: Küstner war kein Mensch der Kirche; er hat wahrscheinlich seit seiner Volksschulzeit nie wieder etwas von Religion gehört, und auch das, was ihm vor vielen Jahren die Dresdner Lehrer geboten haben, war sicher mehr als dürftig. Ich weiß natürlich nicht, was Küstner in den einsamen Kerker Nächten gedacht hat. Ich glaube aber nicht, daß er bewußt das tat, was wir oben nennen, so mit Händefalten und Konzentration. Doch das weiß ich, daß Küstner die Anständigkeit in Person war und daß er ein guter Christ geworden wäre, wenn man es ihn gelehrt hätte. In der Zeit in der er noch zu lernen war und das ist nun mein tröstlicher Glaube, daß ein echter Held immer auch ein Heiliger ist und ein Heiliger stets das, was wir einen Helden nennen. Wenn dem aber so ist, dann wird der Herr meinem guten Kameraden in Seines Vaters Haus eine Wohnung bereitet haben und ihm den Lohn geben, den ich ihm nicht geben konnte.

Zaunkönig

## Der Creglinger Altar

Nach längerer Pause ist der berühmte Marienaltar des fränkischen Meisters Tilman Riemenschneider in der Herrgottskirche von Creglingen den Betrachtern wieder zugänglich. Kunstforscher, Künstler und Restauratoren haben sich um die Sicherung und Konservierung bemüht und haben mit modernen chemischen Mitteln das Kunstwerk vor einem späteren Verfall gerettet. Denn der ärgste Feind aller Holzbildwerke, der Holzwurm, hatte sich in den Figuren eingenistet und zerstörte die einzelnen Teile. Durch ein Injektion von Blausäuregasen ist es gelungen, die Holzteile mit Xylomon imprägniert um einen neuerlichen Befall zu verhindern. Zugleich wurden die Figuren nach einem neuartigen Verfahren konserviert, damit ihre Widerstandsfähigkeit erhöht werden konnte. Das Kunstwerk darf damit für ausschbare Zeit als gesichert gelten. Ausbesserungen wurden lediglich bei den Schnitzwerken des Rahmens vorgenommen, von dem größere Teile vermorscht waren.

Bei diesen Arbeiten ist dem Landeskonservator Prof. Dr. Schmidt (Stuttgart) eine wichtige Entdeckung gelungen. Unter den Reliefs der Seitenflügel wurden gotische Inschriften mit Rötelfarbstift geschrieben, gefunden, die sich auf die Themen der Darstellung beziehen. Es wird vermutet, daß diese Schriftzeichen von der Hand Tilman Riemenschneiders stammen, aber erst die vergleichenden Untersuchungen an Würzburger Urkunden könnten die Richtigkeit bestätigen. Fällt das Ergebnis positiv aus, dann würden diese Schriftzeichen eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens um Riemenschneiders Wesen und Charakter bringen.

25 1136 - 2

Diskussionsbeitrag zu Otto Kirchheimer,  
Gegenwartsprobleme der Asylgewährung (Arbeits-  
gemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-  
Westfalen, Heft 82). Köln u. Opladen, Westdeut-  
scher Verlag, 1959, S. 56 ff.

Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber

7507

Wenn Sie gestatten, möchte ich aus meinen politischen Erinnerungen noch einiges beitragen, und zwar über die Auslieferung von Hitler an Österreich (Zuruf von Prof. Dr. Kirchheimer: Das ist keine Frage der Auslieferung sondern der Ausweisung!), also der Ausweisung, nach Mitteilung eines Mitglieds der bayrischen Verwaltung. Man hat sich im bayrischen Ministerkabinett mit der Ausweisung beschäftigt. Es war schwer, eine Verständigung zu erzielen. Das Kabinett beschloß von sich aus, ohne andere Instanzen in Anspruch zu nehmen. Aus Ihren Darlegungen ist auch schon hervorgetreten, daß die Abwicklung einer solchen Ausweisung irgendwie in einer gewissen Sphäre der Willkür steht. Bei Hitler hatte nun das Kabinett unter Vorsitz des Ministerpräsidenten Heinrich Held zunächst diese Ausweisung genehmigt. An einer bestimmten Grenzstelle sollte er, wie mit Bundeskanzler Seipel verabredet war, abgeholt werden. Seipel hatte übrigens nicht ganz leichtem Herzens zugestimmt, Hitler zu übernehmen. Die deutschen Automobile sollten dann nach Erledigung, also nach Übernahme von Hitler, nach München zurückkehren. So wurde im bayrischen Kabinett beschlossen. Aber in dieser Sitzung des Kabinetts war der bayrische Justizminister Franz Gärtner, der spätere Reichsjustizminister, nicht anwesend. Am festgesetzten Tag marschierten die Automobile mit der bayrischen Kriminalpolizei auf, um Hitler nach Österreich zu bringen. Der Ministerialrat, der mir eingehend berichtete, erfuhr aber an jenem Tag zu seinem Erstaunen von dem ihm übergeordneten Ministerialdirektor: „Ich glaube kaum, daß Sie heute nach der österreichischen Grenze fahren müssen. Der Justizminister verlangt, daß der Fall in der heutigen Kabinettsitzung noch einmal behandelt wird.“ In der Tat hat Gärtner das ganze Kabinett umgestimmt, um so mehr, als Held eine recht weiche Natur war. Diese Ausweisung nach Österreich ist also unterblieben. Vielfach wird also weniger juristisch als vielmehr aus der Situation heraus gehandelt, besonders in der politischen Sphäre.

Ich hätte es sehr gern gesehen, wenn Sie heute am Rhein nicht nur von den 64 Millionen Flüchtlingen, die man heute hat, gesprochen hätten, sondern auch von dem ersten Problem, wie man sie unterbringt und beschäftigt. Diese Überlegungen sind es, die vielfach auch die Gerichte wieder und wieder beschäftigen. Notzustände machen sich geltend. Das jeweilige Land, das mit Auslieferungen und Ausweisungen zu tun hat, ist schon darauf angewiesen, die Flüchtlinge in einem scharfen Ausmaß zu kontrollieren. Die Schweiz hat gewiß außerordentliche Aufwendungen machen müssen, um mit dem Flüchtlingsproblem fertig zu werden. Die Kasuistik meldete sich an. So kam ein

Adr.: Dt. Institut f. Auslandskunde e.V.  
Münster/Westf. (Direktor)  
Kanalstr. 14  
Tel. 45336

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2411/59	Best. 25 1136
Rep. —	Kal. —

ehemaliger deutscher Reichskanzler in die Schweiz. Man hat ihn aufgenommen, ohne jede Bedenken, gastfreundlich. Wovon sollte er aber in der Folge leben? Es war kaum eine Möglichkeit vorhanden. Was ist nun passiert? Er hat im offiziellen Auftrag die Deutschen überwacht, die als Flüchtlinge in der Schweiz anwesend waren. Gewiß eine bitterböse Aufgabe, werden Sie sagen. Das mit Recht. Otto Braun, der frühere preußische Ministerpräsident, hat seinem deutschen Landsmann daraufhin sein Haus verweigert. Schwere Erlebnisse. Wie steht es aber ganz allgemein mit solchen Flüchtlingen, wenn sie weiter essen und wohnen wollen? Werden dann nicht manche Fälle heraufbeschworen, bei denen die Strafjustiz eigentlich einsetzen müßte? Sie setzt aber nicht ein. Man hörte, daß Anträge auf Verhaftung solcher Flüchtlinge vorlagen, die gerechtfertigt waren, weil diese Emigrierten in der Schweiz Delikte begangen hatten. Aber es scheint, daß Bern auf eine Strafverfolgung verzichtete.

Sie haben fortgesetzt vom Staat gesprochen, das mit Recht. Dieser steht ja im Vordergrund des Interesses. Aber wir müssen auch große humanitäre Strömungen heranziehen, zu denen auch kirchliche und religiöse Instanzen gehören. Auch von diesen Seiten ist die Idee der Menschenrechte in die Hand genommen. So wurde vom Sakralen und Ehrfürchtigen her der Gedanke des Asylrechts entwickelt. Auch das kanonische Rechtsbuch und die kirchliche Praxis wissen darum. Allerdings das Papsttum des 17. und 18. Jahrhunderts ist von der älteren und strengen Auffassung in Sachen des Asylrechts mehr und mehr praktisch abgekommen.

Aber nun etwas anderes. Sie sind an der Nazizeit vorbeigegangen. Uns beschäftigt dieser Punkt besonders stark. Es hat nämlich im Zeitalter der Verfolgung durch die Nazis eine ganze Reihe kirchlicher Anstalten in Deutschland und draußen gegeben, die das Asyl bejahten. Man soll diesen Umstand nicht vergessen. Wir arbeiten heute in Deutschland wissenschaftlich die Widerstandslinie heraus, die es in unserem Volke gegenüber dem Nationalsozialismus gegeben hat. Bitter notwendig. Man hat in der ausländischen Beurteilung oft mit leichter Hand bemerkt, es sei, abgesehen vom 20. Juli, eine eigentliche Widerstandslinie nicht vorhanden gewesen. Zum Glück setzt die Forschung in allerjüngster Zeit nachdrücklicher ein und bringt vieles zutage. Aber es fehlt noch eine Bibliographie, die schon jetzt wünschenswert ist.

Noch einige Hinweise. Was hat der Vatikan mit Alcide de Gasperi gemacht. De Gasperi wäre niemals wieder italienischer Ministerpräsident geworden, wenn nicht für ihn die Möglichkeit bestanden hätte, in seiner schwer-

75-597

sten Zeit im Vatikan zu verbleiben. Das menschenfreundliche Interesse des Vatikans hat in Sachen der Flüchtlinge bereits sehr früh eingesetzt. Man hat dort Elektrizität, Wasser und alles, was an Apparatur dazu gehört, für den eigenen Bereich innerhalb seines Immunitätsbezirks tatkräftig aufgebaut. De Gasperi war, um ihn näher zu kennzeichnen, in einer italienischen Untergrundbewegung tätig, die Mussolini politisch stürzen sollte. Hätte ihn der Vatikan nicht aufgenommen, wäre er von den Schergen des italienischen Faschismus erledigt worden. Im Vatikan war eine ganze Reihe solcher gefährdeter Persönlichkeiten. Dazu gehörte auch der deutsche Botschafter Freiherr von Weizsäcker. Sie können Näheres auch heute noch darüber in Rom erfahren. Von Weizsäcker hat schlicht und einfach bemerkt, wenn ich nicht im Vatikan wohnen könnte, würde ich sofort beim Herausgehen verhaftet. Man hatte ihm im vatikanischen Bezirk trotz der Raumknappheit eine ganze Etage in der Justizabteilung eingeräumt. Er ist lange dort geblieben. Der ausgezeichnete Historiker Jedin, heute in Bonn, wurde ebenfalls gerettet, da er ebenso im Vatikan seine Zuflucht fand; desgleichen der Päpstliche Geheimkämmerer Baron Raitz von Frentz. Der Vatikan war großzügig genug, um auch Frauen mit aufzunehmen. Manche Persönlichkeiten, die doch aufgenommen wurden, waren Israeliten. Sie können sich denken, wie schwierig die Stellung des Vatikans wurde. Aber dieser hat restlos durchgehalten. Nicht ein einziger wurde ausgeliefert.

Als zweites möchte ich noch sagen, daß die *karitativen* Einrichtungen Deutschlands in ganz großem Ausmaß gefährdete Persönlichkeiten, auch die nicht ihres Bekenntnisses waren, aufgenommen haben. Sie kennen den Namen der Tutzinger Missionsschwestern am Ammersee. Eine ganze Zeit wurde dort Albrecht Haushofer, der Sohn von Karl Haushofer, verborgen, eine Persönlichkeit, die uns auch heute noch stärker interessiert. Er hatte eine bemerkenswert starke Verbindung im zweiten Weltkrieg nach England hin. Er suchte dort während des Krieges zu vermitteln. Seine Warnungen, eine Frucht Londoner Besprechungen, wurden aber von den Nazis mißachtet, ja von Hitler übel aufgenommen. Es kam so, daß er an der Auslandsfakultät in Berlin scharfe Gegner fand, weil er sich dem Nationalsozialismus gegenüber nicht beugte. Es blieb ihm nichts anderes übrig als zu fliehen, um einer Verhaftung zu entgehen. Eine ganze Zeit lang ist er übrigens in Tutzing gewesen. Er hätte dort bleiben sollen. Er hat sich aber hinaus gewagt. So kam es zu seinem Ende, zu der Ermordung. Daß aber auch die Missionsbenediktinerinnen ein großes Risiko auf sich nahmen, mögen Sie daraus ersehen, daß sofort die Verhaftung der dortigen Oberin einsetzte, da sie Haushofer Asyl gewährte.

Wir haben, um einen weiteren Beleg anzuführen, ein Franziskus-Hospital in Münster. Die dortigen Schwestern – Franziskanerinnen, Krankenschwestern – haben in Deutschland etwa 90 Niederlassungen. Fast alle diese Niederlassungen – ich habe die Erklärungen vor mir liegen – haben solche Gefährdete aufgenommen. Wir haben in Köln weiterhin in der Kupfergasse das Kloster der Cellitinnen. Diese Kongregation hat ebenfalls fortgesetzt Flüchtlinge aufgenommen. Wir haben zum anderen an unserer Fakultät Prof. Josef Gewiss, den Herausgeber der „Theologischen Revue“. Er hat dafür gesorgt, daß am Elisabethstift in Breslau zunächst ein Jude aufgenommen wurde, ohne dabei mit der Oberin zu sprechen. Solche Aufnahme wurde als selbstverständlich angesehen. Er hat dafür gesorgt, daß späterhin ebenfalls ein jüdisches Ehepaar Aufnahme fand, diesmal mit Zustimmung der Oberin. Ich könnte diese Fälle noch weiterhin ergänzen. Man sollte solche Aufnahmen, die von tapferer Gesinnung zeugen, planmäßig erfassen. Ich könnte mir denken, daß von evangelischer Seite, von den Diakonissen, etwas Ähnliches gesagt werden könnte. Wir müssen einmal in Deutschland mit solchen Forschungen kräftiger einsetzen, um zu zeigen, daß wir uns nicht widerstandslos benommen haben, sondern die christliche Lebensbejahung und die Menschenrechte zu vertreten wußten.

In der vergangenen Woche ist von mir eine Enquete über solche Errettung von Flüchtlingen angeregt worden. Der Gedanke fiel sofort bei Prälat Wilhelm Böbler in Köln auf fruchtbaren Boden. Hoffentlich führen diese Bemühungen zu umfassenden Feststellungen. Nach der juristischen Seite ist die Mitarbeit des Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg erwünscht.

Das Flüchtlingsrecht, aber zum Teil auch das Minderheitenrecht zeichnet sich in diesen 64 Millionen Flüchtlingen ab. Ob die 3000 Schweden, die in Estland siedelten, heute noch dort sind, sei dahingestellt. Die Südtiroler existieren. Doch die praktische Durchführung des Autonomiestatuts von 1948 läßt zu wünschen übrig. Aber diese und andere Studien in Sachen solcher Fragenbereiche sind erwünscht. Deshalb sind wir Ihnen, Herr Vortragender, dankbar, daß Sie die Materie in unserem Kreis angeschnitten haben. Aber sorgen Sie auch, daß in der internationalen Wissenschaft diese Objekte stärker behandelt werden. Heute zuckt man in der öffentlichen Meinung nur die Achsel zu dem, was das Völkerrecht verlangt. Macht geht vor Recht! Und doch, wir ringen um unsere eigene Existenz, wenn wir die elementaren Grundsätze des Völkerrechts bejahen. Wir kämpfen letztlich um das freiheitliche Lebensrecht der Menschheit.